

Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos [Gerhard Ritter]

Autor(en): **Boesch-Jung, Joseph**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse
d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **7 (1957)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«vanno perfettamente d'accordo» (p. 199). Senza qui voler considerare il fatto che solo in un piccolissimo settore dell'opinione pubblica esiste la coscienza di «un legame tra battaglia religiosa per la Riforma evangelica e battaglia politica per il Risorgimento» (p. 291), a parte il fatto che la maggioranza degli Italiani è culturalmente incapace a comprendere in che modo i valori religiosi della Riforma si possano tradurre in enunciati di vita morale, civile e politica, Spini avrebbe dovuto accorgersi che l'infatuazione inglese per il «mito italiano» è estrinsecamente antipapismo nel senso più completo della parola, ed intrinsecamente linea politica perspicuamente tracciata. Se così non fosse come potremmo spiegare l'idolatria degli Inglesi per Garibaldi e lo stesso garibaldinismo inglese? Forse Byron, Owen, Carlyle spiegano le cose molto più che la Chiesa anglicana e la spiritualità protestante. Nè va dimenticato che il medesimo anticlericalismo, forse più incondito e più stravolto, si trova in tutta la sinistra risorgimentale, in seno alla quale non è assolutamente il caso di voler rintracciare influssi protestanti. Quando la politica di Cavour convoglierà l'apporto dei protestanti inglesi verso l'azione politica delle forze moderate, si sarà completamente dissipato l'equivoco sulle pretese mire di rinnovamento del protestantesimo inglese.

Il libro dello Spini, malgrado questi difetti, che dipendono da una certa, nobilissima, passione di parte non sufficientemente purificatasi in sede di giudizio storico, è senza dubbio uno di que libri ai quali bisognerà fare ricorso nelle indagini future. E noi non esitiamo a riconoscerlo, benchè siamo fermamente persuasi che Spini è lontano dal vero non riconoscendo esplicitamente che il protestantesimo italiano, nella sua realtà storica e nei suoi influssi spirituali, è pressoché inesistente.

Prima di concludere bisogna dare atto all'A. del libro che si segnala, dell'estrema perizia con cui ha indagato il problema dei rapporti tra Ginevra ed i Cantoni svizzeri da un lato, e l'Italia dall'altro. Quel «mito di Ginevra» che è stato per lungo tempo un momento di non poco conto nella cultura italiana, riceve dallo Spini un adeguato lumeggiamento.

È vero che ancora rimangono irrisolti molti problemi, sospesi molti interrogativi; che il problema della incidenza dei Maestri elvetici è solo unilateralmente studiato (ma ciò è da addebitarsi anche allo scarso numero di ricerche preparatorie esistenti), eppure la lettura di queste pagine di Giorgio Spini riesce così proficua, stimolante che, ne siamo certi, non mancheranno gli studiosi che da lui prenderanno le mosse.

Genève

Giovanni Busino

GERHARD RITTER, *Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos*. R. Oldenbourg, München 1956. 201 S. u. 6 Kartenskizzen.

Der Name des Verfassers zeigt bereits, daß das vorliegende Werk keineswegs eine rein kriegsgeschichtliche Studie darstellt. Vielmehr entstand es im Zusammenhang mit den Arbeiten Ritters zu dem bald erscheinenden

zweiten Band von *Staatskunst und Kriegshandwerk*, geht also vor allem dem Problem des Militarismus nach. In einem ersten Teil wird sehr sorgfältig und umfassend die Entwicklung der operativen Ideen Schlieffens im Zusammenhang mit der politischen Lage des Deutschen Reiches gezeigt. Mit Recht weist der Verfasser wiederholt daraufhin, daß die technischen Probleme (Heeresstärke, Nachschub, Verbindungsmittel) von Schlieffen nicht genügend beachtet wurden; in diesem Zusammenhang sei auf das ältere, aber immer noch höchst aufschlußreiche Werk von K. Jüstrow, *Feldherr und Kriegstechnik* (Oldenburg 1933) hingewiesen, das in seinem dritten Teil die wohl schärfste Kritik des Schlieffenplanes vom rein militärtechnischen Standpunkt aus enthält.

Das zweite Kapitel von Ritters Darstellung befaßt sich mit der von Schlieffen nicht aus politischen, sondern ausschließlich aus militärtechnischen Erwägungen vorgesehenen Verletzung der belgischen und niederländischen Neutralität. Die dann später (1912) von Schlieffen konstruierte These, Belgien habe seine Neutralität längst aufgegeben, muß «als ungerecht abgelehnt werden». Eindrucksvoll zeigt Ritter am Beispiel der unterschiedlichen Stellungnahme zur Frage der Achtung oder Mißachtung der belgischen Neutralität den Strukturunterschied zwischen der französischen Republik und dem kaiserlichen Deutschland: «Während hier überhaupt keine förmliche Beratung über die Feldzugspläne des Generalstabs stattfand, war in Paris dafür gesorgt, daß solche Fragen nicht von den Militärs allein entschieden werden konnten.» Die Reichskanzler (Bülow und Bethmann Hollweg) hatten den Plan des Generalstabs zur Kenntnis zu nehmen und ihre Diplomatie darnach zu richten; so geriet Deutschland in den (wie Ritter zeigt: gerechtfertigten) Ruf, von Militaristen beherrscht zu sein. Der Schlieffenplan erscheint so «geradezu als Anfang vom Unglück Deutschlands und Europas... Der Kriegsausbruch von 1914 ist das erschütterndste Beispiel hilfloser Abhängigkeit der politischen Staatsleitung von den Planungen der Militärtechniker, das die Geschichte kennt».

Das dritte Kapitel endlich befaßt sich mit der von P. Rassow (*Schlieffen und Holstein*, HZ 173/1952) vertretenen These, Holstein habe im Zusammenwirken mit Schlieffen versucht, die Marokkokrise von 1905/06 als Anlaß für einen Präventivkrieg gegen Frankreich zu nehmen. Das Ergebnis von Ritters eindringlicher Analyse dieser Frage ist in den Sätzen festgehalten: «Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß für die Behauptung, Graf Schlieffen habe während der Marokkokrise den Kaiser oder den Grafen Bülow zu einem Angriffskrieg gegen Frankreich gedrängt, kein wirklich zuverlässiges Quellenzeugnis zu finden ist... Anzunehmen, daß Holstein vergeblich und im Gegensatz zu Bülow versucht habe, einen Präventivkrieg zu entfesseln, dafür liegt aktenmäßig nicht der geringste Anhaltspunkt vor.»

Besonders wertvoll wird die gediegene Arbeit endlich noch durch den *vollständigen* Abdruck der verschiedenen Denkschriften (zum Teil mit den Vorentwürfen) Schlieffens von 1905 bis 1912, die bisher aus politischen

Gründen (Streit um die «Kriegsschuldfrage»!) immer nur auszugsweise publiziert worden sind.

Aarau

Joseph Boesch-Jung

WALTER GÖRLITZ, *Hindenburg. Ein Lebensbild*. Athenäumverlag, Bonn 1953.
438 S. mit 6 Taf.

Heute, da die deutsche Frage noch keineswegs gelöst ist, kann uns die Problematik der Weimarer Republik (1919—1933) immer noch fesseln. Gerade in letzter Zeit sind über diese Periode mehrere Publikationen erschienen (Bracher, Eyck etc.). Das gibt uns Anlaß, auf eine Arbeit zurückzukommen, deren eigene innere Problematik jene der Weimarer Zeit widerspiegelt.

Von einer Hindenburg-Biographie erwartet der Leser eine Antwort auf zwei Fragen. Erstens: war Hindenburg mitverantwortlich für die Zersetzung der 1919 errichteten deutschen Demokratie? Zweitens: begünstigte Hindenburg die Machtergreifung Hitlers 1933?

Nach Görlitz war Hindenburg im ganzen ein *loyaler Diener Weimars*. Zum Beweise dieser Loyalität führt der Verfasser vor allem an, daß der Reichspräsident den Mut hatte, den Zorn der antirepublikanischen Parteien zur Rechten herauszufordern, um die demokratische Linie wahren zu können. Görlitz bürdet die Schuld am Zusammenbruch der Verfassung nicht dem Marschall, sondern — wie dieser selbst das getan hat — den (demokratischen) Parteien auf, die das politische Leben durch ihre Uneinigkeit zerrüttet hätten. Im einzelnen sucht Görlitz zu zeigen, daß Hindenburg kein einseitiger Freund der ostelbischen Junker gewesen sei, ohne den Leser hierin freilich völlig zu überzeugen. Der Verfasser gibt zu, daß der Marschall die Entstehung der sogenannten Dolchstoßlegende gefördert habe; er billigt ihm aber bei seinem Vorgehen den guten Glauben zu! Görlitz gibt sich natürlich Rechenschaft von der großen inneren Distanz, welche den Reichspräsidenten von seiner eigenen Republik trennte. Er zeichnet Hindenburg als den letzten großen Vertreter des deutschen «Ancien Régime», als den unerschütterlichen Mentor des unmündigen deutschen Volkes, der eigentlich berufen gewesen wäre, Deutschland gerade durch sein Festhalten am Alten vor dem Absturz in die Massenherrschaft zu behüten. Görlitz rechnet es dem Marschall als Verdienst an, daß er schon seit 1928 planmäßig auf eine parteilose Regierung hingearbeitet habe, und läßt den Vorwurf durchblicken, die Rechtsparteien hätten durch ihre fatale Ungeduld Hindenburgs Plan einer konservativen Restauration in Deutschland verdorben. Görlitz hat sogar Verständnis für die Undankbarkeit Hindenburgs gegenüber den Mittelparteien, die ihm 1932 zu seinem Wahlsieg über Hitler verhalfen. Statt die eher zweideutige Haltung des Marschalls in jenen dreißiger Jahren klarzulegen, begnügt sich der Verfasser damit, dem wie Brüning schließlich von Hindenburg verlassenen Wehrminister Groener einen Ausspruch über die «Untreue des alten Herrn» in den Mund zu legen.